

*Ulrich Joost*

**„Schmierbuchmethode bestens zu empfehlen“  
Lichtenbergs ‚Sudelbücher‘ – Aphorismen?<sup>1</sup>**

Wenn heute der Name Georg Christoph Lichtenbergs außerhalb der sogenannten Fachwelt genannt wird, kommt unweigerlich die Antwort: ‚ach ja, die Aphorismen‘. Lichtenberg teilt hierin nämlich das Schicksal einiger Schriftstellerkollegen, die ohne ihr Wissen oder Zutun unter ein Rubrum gerieten, für das sie nichts konnten noch wohin sie auch nur wollten. Möglich wurde das in seinem Fall überhaupt, weil er zu dem seltsamen (und seltenen!) Typus von Schriftsteller gehört, der als Autor von der Nachwelt wegen anderer Texte geschätzt wird als von den Zeitgenossen. Geheimgehaltene Texte sind das, von denen bis zu Lichtenbergs Tod außer ihm keiner eine Ahnung hatte, während die zu Lebzeiten bekannten (mit Ausnahme der Hogarth-Erklärung) kaum dauerhafte Wirkung zeitigten und alsbald in die Mottenkiste der Literaturwissenschaft eingesargt wurden. Neben Lichtenbergs ausgebreiteter Korrespondenz wurden das eben diese Aufzeichnungen, die heute wohl als einziger Bestandteil seines Werks allgemein bekannt sind.

„Ich habe schon lange an einer Geschichte meines Geistes so wohl als elenden Körpers geschrieben, und das mit einer Aufrichtigkeit die vielleicht manchem eine Art von Mitschaam erwecken [wird], sie soll mit größerer Aufrichtigkeit erzählt [werden] als vielleicht irgend einer meiner Leser glauben wird. Es ist dieses ein noch ziemlich unbetretter Weg zur Unsterblichkeit [...]. Nach meinem Tod wird es der bösen Welt wegen erst heraus kommen.“ (F 803).

Nicht alles an dieser Notiz Lichtenbergs stimmt ganz, und doch trifft alles in einem höheren Sinne wahrheitsgemäß zu. Zwar war zu dem Zeitpunkt, als die Notiz entstand, ihr Verfasser schon 35 Jahre alt, und es lagen Notizen aus einem Jahrzehnt vor. Eine landläufige Autobiographie aber war das nicht, was er da konzipierte, und die Welt, die es dann nachher zu lesen bekam, zeigte sich alles andere als

---

<sup>1</sup> Ursprünglich Beitrag zum Ausstellungskatalog: Georg Christoph Lichtenberg 1742-1799. Wagnis der Aufklärung. [zugleich Katalog der] Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt 28. Juni bis 30. August / Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1. Oktober [1992] bis 18. Dezember 1992 [recte: 3. Januar 1993]. München: Carl Hanser 1992, S. 19-23. Eine gründlich durchgesehene, in Einzelheiten korrigierte und etwas erweiterte Fassung, die auch den jüngeren Ergebnissen Rechnung trägt, ohne daß dadurch meine ursprünglichen Grundannahmen hätten mehr als modifiziert werden müssen, erschien in: Jean Mondot (Hrsg.): Les Aphorismes de Lichtenberg. Lectures d'une oeuvre. Paris 2001, S. 24–35; hier wiederholt mit freundlicher Erlaubnis des Herausgebers.

böse, jedenfalls nicht über diese Texte, sondern nahm Lichtenbergs Eröffnungen mit ungeteilter Aufmerksamkeit, Sympathie oder doch zumindest widerwilliger Bewunderung auf.

Als die Nachlaßverwalter Lichtenbergs, erst sein Freund Johann Christian Dieterich, dann sein Bruder Ludwig Christian und sein Schüler Friedrich Kries, jene Aufzeichnungen aus dem Dunkel der privaten Sphäre aushoben, da fand sich eben so etwas wie eine fortlaufende intellektuelle Autobiographie: Ein permanenter Einblick in den geistigen Haushalt Lichtenbergs, leicht durchsetzt mit Ausgriffen ins Körperliche, fast noch weniger ins Faktische der aktuellen historischen Außenwelt. Die textlinguistischen Merkmale des Tagebuchs, die Markierung der ‚Hier-Jetzt-Ich-Origo‘ – will sagen: die zeitliche und räumliche Bestimmung des genauen eigenen Standorts – fehlen weitestgehend, auch wenn ein paar Jahre lang durch Datierung offenbar die Termine der jeweiligen Niederschriften festgehalten werden und gelegentlich, aber eher ausnahmsweise, eindrucksvolle Ereignisse wie Träume notiert sind. Drei Jahrzehnte hindurch hatte er sich regelmäßig in Merkbüchern jene Gelegenheitsnotizen aufgezeichnet, unbezweifelbar auch mit der erklärten Absicht, die eigene geistige Entwicklung möglichst genau abzubilden: „Es ist sehr gut alles was man denkt, rechnet und dergleichen in besondere Bücher zu schreiben, de[re]n Wachstum anzusehen unterhält den Fleiß, und gibt einen Neben-Bewegungsgrund ab aufmerksam zu sein.“ (SB 1: D 366). Ja er wünschte sich das von allen großen Menschen („Wenn man jetzt Newtons Schreibbücher hätte“) und wollte es zum Erziehungsgrundsatz erheben, daß alle Kinder ihre Aufzeichnungen aufzuheben hätten (SB 1: J 26). Sich selbst und seinen eigenen Aufzeichnungen gegenüber ist er dabei auch schon einmal ganz historisch geworden – was Wunder über einen solchen Zeitraum: „Wenn ich“, schreibt er vermutlich um 1795, „zuweilen in einem meiner alten Gedankenbücher einen guten Gedanken von mir lese, so wundere ich mich, wie er mir und meinem System so fremd hat werden können, und freue mich nun so darüber, wie über einen Gedanken eines meiner *Vorfahren*.“ (SB 2: K 44).

Man hat wiederholt versucht, seine Aufzeichnungsbücher und die in ihnen demonstrierte Denk- und Darstellungsmethode in Verbindung zu bringen mit dem autopsychographischen Bekenntnisbuch seines

pietistisch-erweckten Großvaters<sup>2</sup> oder mit den Redner-Florilegien und ihrer humanistisch-rhetorischen Schultradition und ihrer ‚Ars inveniendi‘;<sup>3</sup> dazu ließe sich noch das Beobachtungsbuch des Astronomen und das Laborbuch des Physikers stellen. Ja man hat sie – was sicher falsch ist – ideengeschichtlich als Vorläufer der romantischen Naturphilosophen ansehen oder sie in die Nähe von Freuds und Wittgensteins Denken rücken wollen – was schon mehr Wahrscheinlichkeit für sich hätte, aber auch nicht genau trifft. Albrecht Schöne fand durch seine Studien zu Lichtenbergs Konjunktivgebrauch dann im Möglichkeitssinn einen Schlüssel, der sehr oft paßt. All das ist gewiß nicht falsch oder höchstens insofern die jeweilige Antwort als die ausschließlich gültige angenommen würde. Jede einzelne für sich genommen würde nur einen Teil der komplizierten Fragen nach dem Gesamten lösen, diejenigen Fragen nämlich, die schon in der Antwort heuristisch aufgehoben waren. In jenen fast einzigartigen Aufzeichnungen haben wir eben doch mehr vereinigt: mnemotechnische Übung des studierenden und zugleich denkenden Lesers, geistige Ökonomie des produzierenden Schriftstellers, psychologisches Bekenntnis unter einem nachgerade zwanghaften Schreibbedürfnis des säkularisierten ‚Beobachters seiner selbst‘, innovative Leistung, die sich selbst hermeneutische Methode und heuristisches Mittel ist, des frühmodernen Physiker-Philosophen – und dies in allen Lebenslagen und für alle Lebensfragen über einen Zeitraum von 34 Jahren.

Denn Lichtenberg hat einen permanenten, sich im Laufe seines Lebens sogar allmählich steigenden Trieb zur schriftlichen Äußerung gehabt, der auch keineswegs durch Vorlesungs- und Publikationstätigkeit oder Korrespondenz je zu befriedigen war. Nie hat er offenbar ihn zu mindern, wohl aber sukzessive diese Aufzeichnungen zu ordnen sich bemüht, indem er thematisch unterschiedliche Hefte und Bücher und innerhalb von diesen unterschiedliche Rubriken anlegte.

---

<sup>2</sup> Paul Requadt: Lichtenberg. 2., erw. Aufl. Stuttgart 1964. (= Sprache und Literatur 13; 1. Aufl. Hameln 1948). – Peter Pütz: Lichtenberg und der Pietismus. In: Deutsche Beiträge zur geistigen Überlieferung. 7, 1972, S. 110-121 (vgl. dazu jetzt noch Joost im Lichtenberg-Jahrbuch 1996, 194-196). – Johann Philipp Lichtenbergs Hausbuch selbst ist von W. Diehl in Auszügen bekannt gemacht (Hessische Chronik 1, 1912, S. 21-27. 132-136. 145-148) – hoffentlich den wichtigsten, da das Original seitdem als verschollen gilt.

<sup>3</sup> Requadt s. o. – Heinz Gockel: Individualisiertes Sprechen. Lichtenbergs Bemerkungen im Zusammenhang von Erkenntnistheorie und Sprachkritik. Berlin/New York 1973 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker N. F. 52). – Manfred Knauff: Lichtenbergs Sudelbücher. Versuch einer Typologie der Aphorismen. Dreieich 1977. – Gert Ueding: Beredsamkeit aus der Erfahrung – Georg Christoph Lichtenbergs Sudelbücher. In: Photorin. 9, 1985, S. 1-18 (u. ö.); schließlich unlängst noch Heike Mayer: Lichtenbergs Rhetorik. Beitrag zu einer Geschichte rhetorischer Kollektaneen im 18. Jahrhundert. München: Liliom Verlag 1999 (zugleich Diss. phil. Tübingen); dazu Stefan Goldmann im Lichtenberg-Jahrbuch 1999, 271-274.

Er benutzte nämlich vom Buchbinder angefertigte Halblederbände in Handschriften-Folio oder -Quart, die er auf dem Deckel oder der ersten Seite fortlaufend mit einem Großbuchstaben markierte, welche er selber bei Querverweisen zitierte – und diese Zählung haben die Lichtenberg-Forscher und -Liebhaber sich heute zu eigen gemacht. Wann genau Lichtenberg mit der Sudelbuchführung begonnen hat, wissen wir nicht. Erste Hefte sind uns seit 1765 erhalten, das älteste trägt ein kleines griechisches Gamma, woraus sich auf den Verlust von einem Alpha und Beta folgern läßt. Mit lateinischen Buchstaben benannt hat er selber sie erst mit dem ersten gebundenen Buch: ab ‚C‘ (1772); bei seinem Tod war er sinnigerweise bei ‚L‘ angelangt. Nicht wenige fehlen uns; schon seine Söhne klagten, daß der Nachlaß „nicht durchaus vollständig“ auf sie gekommen sei: Nach Lichtenbergs Tod, vermutlich aber erst nach 1845 gingen die Bücher ‚G‘ und ‚H‘ verloren, und von ‚K‘ existieren nur die Deckel und ein paar an ihnen hängengebliebene Blätter.

In den ersten Jahren hatte Lichtenberg sich seine Hefchen noch selbst gefertigt: Ein Schreibbogen Kanzleipapier (circa 33 x 21 cm) oder Handschriftenquart (circa 28 x 19 cm) wurde solange gefalzt, bis das damit entstandene Heft ein dem jeweiligen Zwack angemessenes Format hatte – meist schmale Sedez-, Duodez- oder Oktav-Hefchen. Später nimmt er diese Schreibbücher vom Buchbinder. Bis ‚F‘, vielleicht bis ‚G‘ hat er seine Aufzeichnungen nicht weiter differenziert, spätestens mit dem verlorenen Buch ‚H‘ (das wissen wir aus Rückverweisen, z. B. J 1977) läßt er den vorderen arabisch gezählten allgemeinen Notizen die philosophisch-naturwissenschaftlichen auf römisch paginierten Seiten entgegenlaufen. Mit dem größeren Format der Bücher ergab sich (schon mit Blick auf bessere Übersicht bei unlinierten Zeilen) die Zweispaltigkeit. Die einzelnen Einträge hat Lichtenberg nicht nur durch Alinea, sondern vor allem mit einer kurzen Unterstreichung des ersten Wortes oder der ersten Silben, manchmal auch mehrerer Wörter – das gilt für alle seine Aufzeichnungen, wie man auch an Faksimiles gut sehen kann.

Als man nach seinem Tod an die Publikation gehen wollte, existierten lediglich die Bücher [A] und [B] vielleicht (wahrscheinlich, meine ich) schon nicht mehr, was heute diesen Namen führt, sind eben in die zeitliche Lücke ungefähr passende Notizhefte – ob Lichtenberg sie verloren oder gar selbst beseitigt hätte und, wenn letztere mir ganz unwahrscheinliche Annahme zuträfe, aus welchem Grunde, läßt sich nur

spekulieren. G, H und der größte Teil von K (nur die Deckel mit je ein paar Blatt sind von diesem Buch erhalten) wurden irgendwann zwischen 1844 und 1896 von der Hauptmasse des Nachlasses abgetrennt und sind seither verschollen (ob für immer?): Von ihnen kennen wir also nur die von Lichtenbergs Bruder publizierte Auswahl, die die Söhne dann nochmal erweiterten. Die Verluste der Originale haben zu mannigfacher Legendenbildung geführt: In die Zeit von G und H fallen die beiden Liebesaffären Lichtenbergs, woraus man gleich folgern zu müssen glaubte, daß die Familie wegen irgendwelcher Intimitäten, die in den verlorenen Büchern zu suchen seien, sie vernichtet habe. Das ist natürlich (bis zur Auffindung der Original) nicht völlig ausgeschlossen, redet doch der Enkel schon von den „libri prohibiti“, den ‚verbotenen Büchern‘. Aber irgendeine Wahrscheinlichkeit hat es angesichts der besonderen geistigen Struktur der erhaltenen Sudelbücher, von denen man auf die verlorenen schließen mag, auf keinen Fall. Aus den Deckeln, die als einziges von K mit ein paar daran hängenden Blättern überliefert sind, wurde sogar eine sonst nicht gut zu begründende gewaltsame Aktion geschlossen – als die typische Bruchstelle beim Lederband ist gerade diese Überlieferung ein buchanatomisch völlig normaler Fall, wie jeder Antiquar, Bibliothekar oder Büchersammler leidvoll bestätigen kann.

Die Anordnung jener Notizen, die man trotz der dann größeren Anstrengung in ihrer ganzen Unordnung der *chronologischen* Folge fortlaufend lesen muß, demonstriert aufs genaueste Lichtenbergs Universalität und sein Bemühen, das Wissen und Denken einer sich bereits trennenden Geisteswelt zusammenzuhalten, zugleich aber auch dessen Scheitern: Zunächst standen die eher literarischen und schönwissenschaftlichen Bemerkungen in stetem Wechsel mit den physikalischen und naturphilosophischen Aufzeichnungen. Später, um 1780, perfektionierte sich sein Verfahren. Er füllte die Bücher von vorn beginnend und arabisch paginiert mit den schöngeistigen und allgemeinen Notizen, denen er von hinten gleichzeitig, die Seiten jetzt römisch gezählt, die naturwissenschaftlichen Eintragungen entgegenlaufen ließ – ungefähr in der Mitte dann trafen sich die beiden Abteilungen.

Mit einer Auswahl der Eintragungen in diesen Merkbüchern eröffnete Ludwig Christian Lichtenberg 1800 die neunbändige postume Edition der ‚Vermischten Schriften‘ des jüngeren Bruders; seine Söhne erweiterten in ihrer Ausgabe 1844 den Bestand noch ein wenig. In einer wissenschaftlichen Edition wurden sie jedoch erst 1902-1908 durch den Germanisten Albert Leitzmann publiziert – zumindest in

diesem Sinne bekam Helmut Heißenbüttel dann recht, daß er strikt unhistorisch argumentierend Lichtenberg zum „ersten Autor des 20. Jahrhunderts“ ernennen wollte, die Sudelbücher, fortlaufend gelesen, zum ersten modernen Roman.<sup>4</sup> Heute kennen wir anderthalb Tausend Druckseiten davon mit annähernd 10000 Notizen.

Lichtenbergs Nachlaß, den Albert Leitzmann 1896 bei den Nachfahren aufstöberte, wurde 1908 von der Familie auf Leitzmanns Anraten hin, nachdem er ihn benutzt hatte, der Göttinger Universitätsbibliothek übergeben. Die hat bald den bedeutenden Wert erkannt und sich seither bemüht, ihn durch die Erwerbung von Briefen und einzelnen abgesprengten Stücken zu vervollständigen – so daß mit Ausnahme des Notizheftes ‚Noctes‘ in Familienbesitz und einiger abgesprengter Blätter in Privathand alle derzeit bekannten und noch erhaltenen Tage-, Notizen- und Sudelbücher sich dort befinden. (Und vieles mehr: rund 350 Briefe von ihm, 600 an ihn, viele Tausende Handschriftenseiten und Notizzettel aus den Vorlesungen, Fragmente und Vorstudien.)

Aber zurück zu den ‚Sudelbüchern‘. Sie auch nur annähernd nach ihren Gegenständen zu beschreiben, müßte im Ansatz scheitern; zu vielfältig sind die Themen, die Lichtenberg behandelt. Man kommt da ohnehin schnell ins schwärmende Zitieren, wie es den meisten ihrer Beschreiber fast unweigerlich widerfährt. Mit den ‚Pfennigs Wahrheiten‘, wie Lichtenberg seine Eintragungen einmal nannte (F 1219), dieser Melange aus bloßen Lesefrüchten und Exzerpten, fremden und (überwiegend) eigenen witzigen und paradoxen Formulierungen (die sich dann auch später in ganz anderen Zusammenhängen in seinen publizierten Werken wiederfinden sollten), Metaphern, Wortspielen, nachdenklichen Einfällen und selbstanweisenden Betrachtungen aus allen Bereichen des Lebens und Geistes, insbesondere mit seinen naturwissenschaftlich-philosophischen Fragen und Reflexionen, zeigt er sich als einer der schärfsten Beobachter und als originellster Kopf seiner Zeit (und nicht nur ihr). Mehr noch als Philosoph, nicht zuletzt, weil er auch hier die eigene ‚antystematische‘<sup>5</sup> Art zu denken demonstriert, überhaupt prinzipiell

---

<sup>4</sup> Helmut Heissenbüttel: Georg Christoph Lichtenberg – der erste Autor des 20. Jahrhunderts? In: Aufklärung über Lichtenberg. Hrsg. von W. Promies. Göttingen 1974, S. 76-92.

<sup>5</sup> Günther Patzig: Über den Philosophen Lichtenberg. In: Zum 175. Todestag des Göttinger Physikers Schriftstellers, Philosophen Georg Christoph Lichtenberg. Ausstellung im Städtischen Museum Göttingen [Katalog]. Hrsg. von Waldemar Röhrbein. Göttingen 1974, S. 45-51. Wieder in: Text & Kritik-Heft Georg Christoph Lichtenberg. Hrsg. Von Heinz Ludwig Arnold. München 1992, S. 23-26.

zeigte, wie man denken solle<sup>6</sup> – und vor allem lehrte, ‚Wahrheit zu finden‘.<sup>7</sup> Die enorme Dichte und Gerafftheit des Ausdrucks, die Präzision der Darstellung erreichen ihre erklärten Ideale: den präzisen Stil Lessings, die Nüchternheit Plutarchs, ja selbst die Eleganz und den Witz Voltaires und die Sinnlichkeit Sternes. So erscheint Lichtenberg mit seinen Aufzeichnungen zugleich auch als Meister der Sprache und Begründer des modernen deutschen Aphorismus, als den man ihn gern bezeichnet hat. Zu Recht, insofern viele, ja die meisten dieser Notizen sich auch einem strengen und allgemein gefaßten Aphorismusbegriff (wie zum Beispiel Harald Fricke strikt textlinguistisch fundierten)<sup>8</sup> subsumieren lassen und diese dann gattungssystematisch tatsächlich zu den Meisterstücken der deutschen Kunstprosa zählen; literaturhistorisch ganz oder teilweise zu Unrecht, denn mit den späteren Fragmenten der Romantiker, mit Goethes ‚Maximen und Reflexionen‘, Karl Gustav Jochmanns ‚Erfahrungsfrüchten‘ oder Johann Gottfried Seumes ‚Apokryphen‘ und ‚Obolen‘ haben die Lichtenbergischen Aufzeichnungen wenig oder nichts zu tun; zu Unrecht aber auch, insofern er selbst wie auch seine Vorläufer und Zeitgenossen einen ganz anderen, traditionellen Begriff von der Subgattung ‚Aphorismus‘ hatten; zu Unrecht drittens, weil diese Texte, konstituiert durch ihren Schreib-Ort (die Bücher) und die Aufzeichnungsgewohnheiten des Verfassers, auch wenn wir sie heute anders lesen und in gänzlich anderer Erscheinung (gedruckt, in moderner Orthographie, in geänderter Anordnung) wahrnehmen, einen Sonderfall des Genres darstellen.

Dennoch sind sie aufs engste mit der 2000 Jahre alten Prosaform verwandt. Nicht erst Friedrich Nietzsche (1871) hat diese Notizen „Aphorismen“ genannt, wie man früher manchmal las, sondern (soweit ich sehe als erste) privat schon 1825 Rahel Varnhagen;<sup>9</sup> danach hat Heinrich Laube 1839 vom

<sup>6</sup> Bernhard Seuffert in einer Rezension von Lauchert 1893 im Euphorion 1, 1894, 163.

<sup>7</sup> Alexander v. Humboldt an Lichtenberg 3. 10. 1790 Bw 3, Nr. 1747 S. 779.

<sup>8</sup> Aphorismus. Stuttgart 1984, bes. S. 14; zu Lichtenberg: 70-75 u. pass. Fricke fordert für seine Typologie die notwendigen Bedingungen: kotextuell isoliert plus Prosa plus nicht-fiktional; ferner alternative Merkmale: Einzelsatz und/oder Konzision und/oder sprachliche und/oder sachliche Pointe. Demnach wären alle Erzählungen (also auch Lichtenbergs Traumerzählungen!), eigene und fremde Verse etc. vorab aus dem Bestand der ‚Aphorismen‘ (im strengen Sinn) auszuschließen. – Fricke deduktiver Zugriff, der von ihm selbst an exemplarischem Material überprüft wird, räumt glücklich auf in der Begriffsverwirrung einer übrigens beachtlichen, immerhin siebzigjährigen neueren A.-Forschung (glücklich repräsentiert durch Gerhard Neumanns Sammlung: Der A. – Zur Geschichte, zu den Formen und Möglichkeiten einer literarischen Gattung. Darmstadt 1976). Den entgegengesetzten, nämlich strikt historisch-induktiven Weg wählte Friedemann Spicker, Der A.. Begriff und Gattung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1912. Berlin 1997 (Lichtenberg darin S. 60-67); beide Arbeiten ergänzen sich ausgezeichnet.

<sup>9</sup> Rahel riet damals brieflich (am 12. 5. 1825) ihrem Bruder Ludwig Robert mit Bezug auf Lichtenberg: „Lies einmal wieder seine Aphorismen“: Vgl. *Gesammelte Werke*. Bd. 3, 1983 (= photomech. Nachdruck vom *Buch des Andenkens* 3), 196. Auf diese Stelle wies erstmals Spicker hin.

‚Aphoristischen‘ dieser Aufzeichnungen gesprochen, und neuerlich rasch nacheinander bezeichneten Johann August Becker<sup>10</sup> und öffentlich Friedrich Hebbel<sup>11</sup> 1849 sie als ‚Aphorismen‘.

Für Lichtenberg selber war ein ‚Aphorismus‘ ein kurzer, zumeist naturwissenschaftlicher oder medizinischer Lehrsatz; auch hat er einmal eine ‚fragmentarisch-stichworthafte Bemerkung‘ so umschrieben. Der Ausdruck begegnet viermal bei ihm, weitere dreimal als bloße Titelangabe beim Exzerpieren, nirgendwo aber auf jene Texte angewandt, die man dann nachher so genannt hat – seine eigenen Aufzeichnungen nämlich.<sup>12</sup> Und am Ende steht er keineswegs in der Tradition der französischen Moralistik, der Vauvenargue, La Rochefoucauld oder Chamfort, des ‚berühmten witzigen Kopfs‘ (K 130), oder Montaignes, den er gelesen und sehr geschätzt hatte, jedoch nicht seiner Form zuliebe.<sup>13</sup> Jenen fehlt das für seine Texte konstitutive Element des Möglichkeitssinns und dessen grammatische Signatur, der Konjunktiv, wie Schöne herausgestellt hat. Gewiß lassen sich ‚Blüten deutscher Aphoristik‘ aus seinen Sudelbüchern (und übrigens auch aus seinen gedruckten Aufsätzen, etwa im Göttinger Taschen Calendar) ohne große Mühe isolieren, und dieses Schicksal hat ja denn auch sein Werk, begünstigt durch seine Meisterschaft in der kleinen Form, erfahren – indem es überwiegend in handlichen Anthologien aus seinen Sudelbüchern verbreitet ist, die das Ganze kaum zu ahnen erlauben: Selbstbedienungsladen für Politikerreden und Kalenderrückseiten.

Gattungsgeschichtlich stellen diese Bücher damit den Literaturwissenschaftlern einige Probleme: Ist es der einzelne Text oder die Gesamtheit des Buchs oder gar aller Bücher, die das ‚Werk‘ ausmachen? Dürfen die Texte nach Sachgruppen sortiert werden oder nur in ihrer chronologischen Folge? Dürfen sie (oder müssen sie etwa gar) kontextfrei gelesen werden? Bei Lichtenberg greifen offenkundig traditionelle Oeuvre-Vorstellungen nicht; ich selber bin sogar soweit gegangen, seine Briefe zum legitimen Bestandteil des Prosawerks zu erklären.<sup>14</sup>

<sup>10</sup> An Arthur Schopenhauer 25. 8. 1849; vgl. Bernd Achenbach im II. Lichtenberggespräch 1982, S. 19 ff.

<sup>11</sup> In einer Rezension, datiert 23. 12. 1849.

<sup>12</sup> H 175 (SB 2, 204): „aphoristische Kürze“. J 1647 (SB 2, 302). – Entwurf einer Satire „Für das Göttingische Museum“ (SB 3, 570). – An Christian Heinrich Zimmermann 1797 (Bw 4, Nr. 2809). Als Bezeichnung der Baconschen Aphorismen noch J 1068. 1074 (SB 1, 803); Bergers (philosophische) A. werden L 90 (SB 1, 864) genannt. Platners philosophische A. besaß Lichtenberg (vgl. BL 1378).

<sup>13</sup> Nicholas Boyles ausführliche Dissertation *Lichtenberg and the French Moralists* ist leider bis heute nicht gedruckt.

<sup>14</sup> Vgl. Lichtenberg – der Briefschreiber. Göttingen 1993, v. a. das Schlußkapitel.

Die Germanistik requirierte sie für sich durch das Etikett ‚Aphorismen‘ (so Leitzmann als Titel seiner Edition). Die heute gern gewählte Bezeichnung ‚Sudelbücher‘, deren Lichtenberg sich selber einigemal (aber doch offenbar zutiefst selbstironisch) bediente,<sup>15</sup> führt freilich stark in die Irre, und darin ist er selbst nicht unschuldig: Seine Eintragungen sind nichts weniger als ‚gesudelt‘, sondern vielmehr sauber geschrieben; sogar die Streichungen, fast ausschließlich Sofortkorrekturen, sind nicht geklittert und zahlenmäßig nicht umfangreicher als etwa in seinen Briefen. Die auf Faksimiles<sup>16</sup> sichtbaren Randauszeichnungen (mit Bleistift und Rötel) zum Beispiel stammen gar nicht von ihm, sondern von früheren Herausgebern: Lichtenbergs Bruder, vielleicht Friedrich Kries, dem Sohn Christian Wilhelm, der für die Redaktion der Ausgabe 1844 zuständig war, ja selbst Leitzmanns Hand habe ich ein paarmal entdeckt.

Wie stellt sich überhaupt die materiale Seite<sup>17</sup> (die offenbar für die Einschätzung dieser Texte eminent wichtig ist) dar? Und wie kam Lichtenberg zu diesem Ausdruck ‚Sudelbücher‘? Beim zweiten zu beginnen: Aufschlußreich ist schon die (mutmaßliche) Genese jener Bemerkung Lichtenbergs zur Sache, die bisher als die wichtigste immer wieder zitiert wird: Im Buch E (46), also schon in den siebziger Jahren, hatte er folgende Formel für die eigene geistige Haushaltung aufgestellt:

„Die Kaufleute haben ihr Waste book (Sudelbuch, Klitterbuch glaube ich im deutschen), darin tragen sie von Tag zu Tag alles ein was sie verkaufen und kaufen, alles durch einander ohne Ordnung, aus diesem wird es in das Journal getragen, wo alles mehr systematisch steht, und endlich kommt es in den Leidger at double entrance nach der italiänischen Art Buchzuhalten. [...] Dieses verdient von den Gelehrten nachgeahmt zu werden. Erst ein Buch worin ich alles einschreibe, so wie ich es sehe oder wie es mir meine Gedanken eingeben, alsdann kan dieses wieder in ein anderes getragen werden, wo die Materien mehr abgesondert und geordnet sind, und der Leidger könnte dann die Verbindung und die daraus fließende Erläuterung der Sache in einem ordentlichen Ausdruck enthalten“.<sup>18</sup>

<sup>15</sup> D 668, E 46. 150; als „Hudelb.“ E 389, schließlich noch auf dem Titel von F, ((vgl. Abb. xxx.)))

<sup>16</sup> Etwa im Katalog Lichtenberg – Wagnis der Aufklärung 1992, Nr. 2. 6. 7. 8. 9.

<sup>17</sup> Im Katalog Lichtenberg – Wagnis der Aufklärung 1992 hab ich eine detaillierte Beschreibung der Handschriftenoriginale gegeben.

<sup>18</sup> E 46; vgl. auch E 149. Die Bezeichnung hat Lichtenberg dann auf den Titel des Buchs F geschrieben; als „Hudelbuch“ begegnet sie E 386. „Leidger“ hat er (nun ganz unmetaphorisch) 1777 – also gleichzeitig mit F – ein Ausgabenbüchlein betitelt (Nachlaß, SUB Göttingen: Ms. Licht. IV).

Seltsam harmonisiert hat er damit jenen Gegensatz, in den Goethe seinen Wilhelm Meister<sup>19</sup> gerade über ein solches Kontobuch mit dem Freund Werner geraten läßt – Ordnung und Bewahren steht da versinnbildlicht gegen genialisches Entwerfen. Lichtenberg, der die kaufmännische Metapher schätzte und ästhetischen Maßstäben der Hochaufklärung zugetan war, steht hier Werners Position sehr nahe. Dies Sudelbuchverfahren des Gelehrten als eines Kaufmanns, der seine geistige Ware zu Markte tragen soll, hat mit dem *Technischen* des kaufmännischen Hauptbuchs freilich fast nichts zu schaffen; es vermittelt aber doch einige Einblicke in Lichtenbergs Produktion als Schriftsteller. Seine durchgehaltene Metapher hängt nämlich eng mit Rhetorik zusammen: nicht so sehr, weil der Rhetor auch in drei Schritten (*inventio*, *dispositio*, *elocutio*) den Stoff seiner Rede erfinden, ihn gliedern und sie dann sprachlich ausarbeiten soll,<sup>20</sup> und auch nicht (oder höchstens im Sinne einer höheren Wahrheit), insofern die Metapher den Prozeß beschreibt, die Lichtenbergs Gedanken von der Gedankenbuchnotiz über den Brief bis zu einer gedruckten Schrift manchmal durchlaufen haben. Sondern insofern dies Verfahren die seit dem Humanismus beliebte Praxis der sogenannten ‚*florilegia*‘ (= Anthologie, Blütenlese) wiederaufnimmt, der Sammelbücher, in denen sich die Schüler für den künftigen Bedarf sinnreiche Erfindungen und Weisheiten: „*Argutien*“ und „*Loci communes et classici*“ einzutragen hatten. Es sind dies die seit dem Späthumanismus mit dem poetischen Titel ‚*Virid(i)arium*‘, ‚*Lustgärtlein*‘ gedruckten Sammlungen, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts Heinrich Heine mit seinem literarischen Traum, in dem ein Göttinger Professor in seinem Garten „weiße, mit Citaten beschriebene Papierchen“ „pflückt und mühsam in ein neues Beet verpflanzt“, verhöhnen wird<sup>21</sup> – die Lichtenberg selber mit manchem Seitenhieb auf die bloß am Kopf vorbei exzerpierenden gelehrten Bücherschreiber bedachte.

Sie sind (in welcher Gestalt immer) für jeden auch noch so gedächtnisbegabten Gelehrten unveräußerliches Werkzeug seiner geistigen Arbeit. Im Rahmen der Rhetorik fiel ihnen noch die Aufgabe zu, durch angemessene Zusammenstellung<sup>22</sup> die ‚*sinnreichen Erfindungen*‘<sup>23</sup> zu ermöglichen, ‚*neue Blicke*

---

<sup>19</sup> Lehrjahre 1, 10: Werke 17, 1902, 37 Jubiläums-Ausgabe.

<sup>20</sup> M. Knauff (Lichtenbergs Sudelbücher 1977, 22), der diese Parallele zuerst gesehen hat, weiß sonst keine Argumente für die m. E. zufällige Strukturentsprechung vorzubringen, deren fernere Beobachtung wohl lehrreich sein dürfte für menschliche Taxophilie, Lichtenbergs Schreibtechnik aber nicht aufhellt. Übrigens unterschlägt sie ja auch, daß noch zwei weitere Arbeitsschritte folgen: das Einstudieren (*memoria*) und der Vortrag (*actio*).

<sup>21</sup> „*Harzreise*“: Werke 3, 1893, 17 Elster.

<sup>22</sup> Lehre vom ‚*Aptum*‘ oder ‚*Prepon*‘.

<sup>23</sup> *Argutienlehre*.

durch die alten Lächer' zu tun.<sup>24</sup> Da wir keine Schulhefte von Lichtenberg besitzen, läßt sich nicht selbstverständlich annehmen, daß er die von ihm beschriebene Sudelbuchtechnik schon vor der Universität gelernt hat, auch wenn so etwas ähnliches zum Deutschunterricht jener Zeit gehörte; sondern es deutet vielmehr die Überlieferung der Aufzeichnung in festen Büchern erst seit ungefähr 1770 (zuvor waren es nur Hefte und lose Lagen) auf späte Bekanntschaft. Auch verrät D 662 mit der Übersetzung ins Englische,<sup>25</sup> daß er durch den England-Aufenthalt auf den Begriff und vielleicht auch erst die Technik, wie er selber sie dann entwickelte, geführt worden ist. Es finden sich nämlich E 46 fast wörtlich entsprechende Formulierungen in Sprachlexika,<sup>26</sup> etwas später zum Beispiel in Johann Christoph Adelungs „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart“ (1780, 877): „Das Sudelbuch [...], die Sudelbücher, im gemeinen Leben, ein Buch, wovon man die täglichen Vorfällen ohne Ordnung und Reinlichkeit verzeichnet, um sie daraus hernach in das Reine zu schreiben; bey den Kaufleuten auch die Kladder, das Klitterbuch, und mit einem italienischen Kunstwort die Stratze, von Straccio, Straccia.“ Und da Adelung nun einmal nicht Lichtenberg über die Schulter geschaut hat, ist wohl die Vermutung erlaubt, daß Lichtenberg die Anregung aus einem englisch-deutschen Sprachlexikon übernommen hat, als er die Bedeutung von „Waste-book“ verstehen wollte. Es ist am Ende dann gar nicht mehr wichtig, welche etwa erlernte Schul- und Rhetorik-Tradition verantwortlich zu machen ist, wie es die alten und jungen Positivisten immer wieder versuchten, sondern man sollte doch die Reflexion auf die Frage konzentrieren, was Lichtenberg aus der ohnehin keinesfalls rein übernommenen Überlieferung gemacht hat. Die Fremdheit, mit der er dem Ausdruck ‚Sudelbuch‘ im eigenen Sudelbuch begegnet, beweist zur Genüge, daß ihm vielleicht die Sache aus der Schule geläufig war, nicht aber der Terminus.

Daß die Aufzeichnungen in diesen Büchern ihm selber viel mehr bedeuteten als eine Schultradition, was allenfalls die Dutzende von Querverweise in seinen handschriftlichen Notizen erkennen lassen, sondern daß sie eine identitätsstiftende Bedeutung für ihn hatten, darauf deutet allein schon die Sorgfalt, mit der er lebenslang die Bücher aufbewahrte (auch die entfernten, jugendlicheren) – darauf deutet sehr nachhaltig das Aufzeichnen selbst, daß er wie einen rationalen und paganen Beichtersatz in regelmäßigen

---

<sup>24</sup> F 871. – Ars inveniendi.

<sup>25</sup> „common place book“; vgl. zum Wort auch an Blumenbach 4. 5. 1798 (Bw 4, Nr. 2842).

<sup>26</sup> Hierauf hat Stefan Goldmann erstmals aufmerksam gemacht.

Abständen vollzog. Einmal (in den 70ern) begann er sogar, seitenweise die Einträge zu numerieren, als hätte er vorausgesehen oder doch geahnt, was aus diesem ‚noch ziemlich unbetretten Weg zur Unsterblichkeit‘ werden kann: numerierte Sätze in Gesamtausgaben, die sich die Kenner und Adepten bei Diskussionen (fast) nur noch mit diesen Ziffern um die Ohren schlagen. Und diese lichtenbergische Sorgfalt und Benutzung zeigt eigentlich auch schon, daß für ihn die eigenen ‚Sudelbücher‘ das eigentliche Hauptbuch der Typologie, der „leidger at double entrance“ (siehe oben E 46) geworden ist, dem Nachdenken, Aussprechen in der Vorlesung und in Briefen, selten auch mal ein Papierschnitzel zur Objektivation vorausgegangen war – auf keinen Fall aber jene eigene Typologie der eigenen Praxis entsprach.

Auch die von Lichtenberg sonst noch uneigentlich verwendeten Ausdrücke, wie ‚Klitterbuch‘ (E 46), ‚Hausbuch‘,<sup>27</sup> ‚Exzerpten-Buch Sparbüchse‘ (J 471) und ‚Schmierbuch‘ (F 1209), sind nicht nur metaphorisch, sondern größtenteils auch ironisch zu verstehen, als Untertreibung, womit er lediglich die konstruktive Unordnung, das künstliche Nebeneinander des organisch wachsenden und gewachsenen Erfahrungsschatzes charakterisieren wollte. Man hat daher seinen eigenen Ausdruck ‚Gedankenbuch‘ (K 44) empfohlen<sup>28</sup> oder den als eben nicht von Lichtenberg benutzten Ausdruck ‚Merkbuch‘ vorgeschlagen.<sup>29</sup> Beides erscheint als literaturhistorisches Schlagwort so wenig plakativ, trifft auch das Charakteristische und das Einmalige dieser Texte so wenig, daß es wohl weiterhin bei ‚Aphorismen‘ und ‚Sudelbüchern‘ bleiben wird – und es mag, solange die jeweils andere Wortbedeutung immer mitschwingt. ‚Gedacht‘ aber und ‚merkwürdig‘ ist nahezu jede Zeile darin.

---

<sup>27</sup> An Gottfried Hieronymus Amelung 24. 3. 1786. Tagebuch 17. 12. 1793; ferner Rotes Buch p. 19.

<sup>28</sup> Mautner als Titel einer in mehreren Auflagen verbreiteten Anthologie.

<sup>29</sup> Gumbert verschiedentlich (z. B. Methyologie 1983) in Anschluß an Deneke 1944.